Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: 80 Pf. monatl., 2.70 Mk. vierteljährl. Bei unseren Filialen u. Annahmestellen abgeholt: 75 Pf. monatl., 2.25 Mk. vierteljährl.

Durch die Post:

innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährl. 3.00 Mk., monatl. 1.20 Mk. ausschl. Postbestellgeld. Ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden und Schweiz. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Geschäftsstelle des Blattes erhältlich.

Das Leipziger Tageblatt erscheint 2mal täglich, Sonn- u. Feiertags nur morgens. Abonnements-Annahme: Johannisgasse 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Einzelverkaufspreis 10 Pf.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Handelszeitung.

Tel.-Anschl. { 14 692 (Nachtanschluß) 14 693 14 694

Bankkonto: { Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt Brühl 75/77. Deutsche Bank, Filiale Leipzig. Dep.-Kasse Grimm. Steinweg 6.

Postscheckkonto Leipzig 836.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Postscheckkonto Leipzig 836.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 1spaltige Petitzeile 25 Pf., die Reklamezeile 1 Mk. von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 Mk. Inserate von Behörden im amtlichen Teil die Petitzeile 50 Pf. Geschäftsanzeigen mit Platzvorschriften im Preise erhöht.

Rabatt nach Tarif. Beilagegebühr Gesamtauflage 5 Mk. p. Tausend exkl. Postgebühr. Teilbeilage höher.

Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Johannisgasse 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Druck und Verlag von Fischer & Kürsten. Inhaber: Paul Kürsten.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse 8.

Haupt-Filiale Dresden: Seestraße 4, 1 (Telephon 4621).

Nr. 356. Montag, den 15. Juli 1912. 106. Jahrgang.

Die vorliegende Ausgabe umfaßt 10 Seiten.

Das Wichtigste.

* In Frankfurt a. M. begann am Sonntag das 17. Bundes- und Jubiläumsschießen. (S. Letzte Dep. Seite 3.)

* Der Drechsler Eduard Gustav Dahl aus Barmen verübte am Sonntagabend auf seine Frau, die ihn wegen ehelicher Zwistigkeiten verlassen und Zuflucht bei ihrem Schwager in L.-Kleinzschocher gesucht hatte, einen Mordversuch. Die Frau sowie ihre Schwägerin und der Täter selbst wurden durch Revolverschüsse verletzt. (S. Lpzg. u. Umg. Seite 6.)

* In der Ostsee ist ein schwedischer Schoner untergegangen. Die aus 20 Mann bestehende Besatzung ertrank. (S. Tagesch. Seite 3.)

* Den Großen Preis von Berlin, der am Sonntag in Grunewald gelaufen wurde, gewann Dolomit, von Archibald gesteuert. — Im Großen Preis von Hannover ging der Graditzer Meisel unter F. Bullock als Erster durchs Ziel. Ebenso gewann Graditz mit Abwechslung den Großen Preis der Stadt Hannover. — Im Großen Preis von Dortmund siegte E. v. Bennigsens Wassermaus. — Den Preis von Schönau (30 000 Kronen) landete Ltn. Baron E. v. Rotschilds Jagd und im Ostender Kriterium (75 000 Franken) ging Hazif als Erster durchs Ziel. (S. Sport Seite 2.)

* Theateranzeigen siehe Seite 16.

Die Deutsch-Oesterreicher und der Thronfolger.

Von Dr. Albrecht Wirth-München.

Ueber den Charakter des österreichischen Thronfolgers, seine An- und Absichten, ist in der letzten Zeit ein ziemlicher Streit entstanden. Mit Recht. Denn kaum ein Herrscher wird in Zukunft für die auswärtige Politik Deutschlands so wichtig sein wie der jetzige Erzherzog Franz Ferdinand. Es ist das nun freilich eine Untersuchung, bei der man die Beweise nicht auf den offenen Tisch legen kann. Noch ungewisser, jedenfalls noch abweichender und umstrittener sind die Folgerungen, die aus den verschiedenartigen Informationen gezogen werden.

Nach übereinstimmender Kunde ist der Erzherzog ein Renaissancemensch. Ein Mann, der wenig oder nichts von seinen Entwürfen redet, und dafür möglichst viel aus den andern herauszulocken sucht. Ein Mann, der feste Entschlüsse hat und die Zähigkeit, sie durchzuführen, der sich wenig um die Meinungen Fremder kümmert. Er hat, auch das kann als sicher gelten, eine ausgesprochene Abneigung gegen Ungarn und Italien. Er will das Papsttum gegenüber Italien stärken, möglicherweise sogar durch den Versuch, dem Vatikan wieder Territorialbesitztum zu verschaffen; ohnehin braucht er den Papst, um seinen Kindern das Erbfolgerecht zu verleihen, nämlich indem er durch den heiligen Stuhl seiner früher eingegangenen Verpflichtungen entbunden wird. Ungarn wird der Erzherzog ohne Zweifel bemüht sein auf die Knie zu zwingen, daher jetzt schon Grauen und Scheu vor ihm in Ungarn herrscht. Nicht minder ist der Thronfolger für eine starke Politik auf dem Balkan. Er wird einen Teil seiner Lebensaufgabe darin erblicken, die schwarzgelbe Fahne in Saloniki wehen zu lassen und die ganze Westhälfte der Balkanhalbinsel mit Ausnahme Griechenlands unter österreichischen Schutz zu bringen. Daß der Erzherzog in seinem Privatleben genau ist, spricht nicht gegen seine Bedeutung: auch Friedrich der Große und Wilhelm I. sind sehr sparsam gewesen. Ob er ein wirklich gläubiger Katholik sei, wird bald behauptet, bald verneint. Sicherlich aber steht ihm Staatsmacht vor Kirchenmacht.

Daß die Herzogin von Hohenberg, frühere Gräfin Chotek, Einfluß auf ihn habe, ist anzunehmen. Daß sich dieser Einfluß auch auf politisches Gebiet erstreckte, dafür liegen keine greifbaren Beweise vor. Infolgedessen ist die berühmte Frage, ob die Gemahlin des Thronfolgers tschechisch gesinnt sei, nicht von allzu großem Belang. Mit dieser Gesinnung steht es übrigens folgendermaßen: Man unterscheidet in Oesterreich zwischen verfassungsmäßigem Grundbesitz, der deutschfreundlich ist, und dem Feudaladel, der stark zu den Tschechen neigt. Die Feudalen sind überwiegend auch Deutsche. Der Graf Sternberg, der von den Tschechen in den Reichsrat gewählt wurde — bei der letzten Wahl freilich ist er durchgefallen — verstand ursprünglich kaum ein Wort Böhmisch. Das gleiche kann man von dem Grafen Wolgenstein aussagen. Dieser, ein Nachfahr des berühmten Minnesängers, „Frauenlob" zubenannt, ist in Tirol gebürtig und hat dort seine (letzthin sehr in Verfall geratenen) Besitzungen; also wahrlich kein „Vollblut-Tschecke"; gleichwohl ist auch er seit vielen Jahren Abgeordneter tschechischer Wählerschaften. Die einstige Gräfin Chotek gehört nun zu dem deutschen Adel, der lediglich durch langen Aufenthalt in Böhmen und entsprechende Verbindungen allmählich, und zwar meist mangelhaft den Gebrauch der tschechischen Sprache gelernt hat.

Sei dem nun, wie ihm sei, die Frage der Deutschen kann nur die sein: Wie werden wir uns mit dem Thronfolger stellen? Wie werden wir in Zukunft mit ihm arbeiten? Wie können wir, seiner starken Eigenart Rechnung tragend, Erfolge davon tragen? Und da erhebt sich nun bedeutsam die Erinnerung an den Fehler von 1878, an die von Herbst geführten Deutsch-Nationalen, an die Herbstzeitlosen, wie spottend Bismarck sagte. Der Spott war nur allzu gerechtfertigt. Sie hatten keine Information über die Weltlage. Sie fürchteten, daß Oesterreich durch die Besetzung Bosniens in neue unheilvolle Wirren gestürzt würde, dagegen waren die Ungarn und ihr Führer Andrassy aufs beste unterrichtet. Das war überhaupt von jeher der bemerkenswerte Unterschied zwischen dem deutschen und dem madjarischen Adel: der deutsche Feudalbesitz hat keine Fühlung mit dem deutschen Volke, während — unbeschadet der jüngsten Wirren unter Tisza — der ungarische Adel im Auslande nicht nur für die habsburgische Dynastie, sondern auch für den Vorteil des ungarischen Partikularismus arbeitet. Gerade bei den wichtigsten diplomatischen Posten ist der Donaustaat auffallend häufig durch Madjaren vertreten, sogar in Berlin und München, wo man doch füglich deutsche Vertreter erwarten dürfte. Gewisse Zettelungen ungarischer Botschafter in London und Rom verfolgten eine ausgesprochene Sonderpolitik, schlimmer als die Arnims weiland gegen Bismarck, und richteten sich beinahe gegen den Bestand des Donaureiches, erstrebten eine Festigung ungarischer Autonomie. Das Entscheidende aber ist, daß hierin Kossuthisten und deren Gegner vollkommen einig gehen. Ein Zusammenhang mit Italien war ja schon einmal vor länger als einem halben Jahrtausend durch den Ungarnkönig Ludwig den Großen — gegeben; auch heute läßt sich eine bedeutungsvolle Freundschaft zwischen Rom und Pest beobachten. Was jedoch das Verhältnis zu England angeht, so ist durch jüngste Forschung sichergestellt (ich folge darin Ausführungen von Alexander v. Peez), daß die ungarische Revolution von 1848 durch englisches Geld und englische Agenten angestiftet war. Großbritannien hat eben immer in den Zwistigkeiten der Festlandmächte, und, wenn nötig, in der Anstiftung zweckdienlicher Revolutionen seinen Vorteil erblickt.

Durch die ebenso kluge wie kühne Staatskunst Tiszas ist nun zwar vorläufig die Gefahr einer ungarischen Sezession einstweilen beseitigt. Die Gefahr einer Beherrschung des ganzen Donaustaates durch Ungarn ist jedoch unendlich vergrößert worden. Denn gerade dadurch, daß die Madjaren die unentbehrliche Wehrvorlage früher durchbrachten als die Oesterreicher, haben sie sich dem gemeinsamen Herrscher bestens empfohlen, und können nun Gunstbezeugungen von ihm erwarten. Wenn seit 1878 die Geschicke des Donaureiches in der Hauptsache von Madjaren und Polen bestimmt wurden, bis zum Jahre 1908, so wäre es möglich, daß jetzt eine Epoche tschechisch-ungarischer Herrschaft begönne. Der jetzige Kultusminister Hussarek ist ein Tscheche, und Graf Stürgkh ist ein slawenfreundlicher Klerikaler, übrigens einer nach dem Herzen des Thronfolgers.

Man kann sich drehen und wenden, wie man will, man steht vor einem furchtbaren Dilemma. Die Deutschen Oesterreichs stehen vor der Wahl, sich mit dem klerikalen Element zu verbünden, oder aber einflußlos zu bleiben.

Goldverschwendung.

Seit den Ereignissen des vergangenen Jahres, die uns die Möglichkeit eines großen europäischen Krieges sehr nahe gerückt hatten, ist die Frage unserer finanziellen Kriegsbereitschaft von sachverständiger Seite eingehend erörtert worden. Das Endergebnis dieser Erörterungen war immer, und muß es immer bleiben, die Forderung der Verstärkung des Goldvorrates der Reichsbank. Theoretisch ist man sich also überall in Deutschland vollkommen darin einig, daß mit allen Mitteln eine Verstärkung des Goldbestandes der Reichsbank und seine weitgehende Schonung durch den inländischen Geldverkehr erreicht werden muß, wenn Deutschland die Kriegsbereitschaft, die es durch den hohen Stand der Ausbildung seiner Armee und Marine besitzt, auch in finanzieller Hinsicht haben soll. Was an gesetzgeberischen Maßnahmen in dieser Beziehung geschehen kann, ist nach Ansicht so ziemlich aller Sachverständiger erschöpft, nachdem auf Grund der Bankenquete vom Jahre 1908 die Novelle zum Bankgesetz von 1909 unseren Reichsbanknoten die Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel verliehen hat. Als die Maßnahme von der voraufgegangenen Bankenquete im Zusammenhang mit der Frage einer vermehrten Ausgabe von kleinen Reichsbanknoten erörtert wurde, hat der Präsident der Reichsbank eingehend dargelegt, von welch außerordentlicher Bedeutung der Schutz des im Besitz der Bank befindlichen Goldschatzes sowohl in politisch wie wirtschaftlich kritischen Zeiten ist. Auch bei den Verhandlungen im Reichstag aus Anlaß des Bankgesetzes ist immer von neuem die Notwendigkeit einer Schonung unseres Goldes durch Verwendung anderer Zahlungsmittel ernst und eindringlich betont worden. An der uns Deutschen eigenen Gründlichkeit in der theoretischen Behandlung der Frage hat es also nicht gefehlt. Aber in der Praxis sieht es leider noch gänzlich anders aus. Nach den Darstellungen über die Bedeutung der Goldfrage für unsere Reichsbank mit Rücksicht auf die finanzielle Kriegsbereitschaft sollte man annehmen, daß jeder Deutsche es als eine patriotische Tat empfinden müßte, wenn er im täglichen Zahlungsverkehr an Stelle einer Goldmünze eine Reichsbanknote seinem Portemonnaie einverleibt. Ungefähr das Gegenteil von solch patriotischer Betätigung ist aber die Regel in unserem Geldumlauf. Zwar zeigt die Statistik der Reichsbank, daß in den letzten Jahren die kleinen Noten in steigendem Maße nom Verkehr aufgenommen werden und damit goldersparend gewirkt haben. Aber man geht wohl nicht fehl, wenn man diese an sich erfreuliche Erscheinung mehr auf das Konto von Handel und Industrie, als auf dasjenige der Masse der Konsumenten setzt. Denn hier herrscht nach wie vor eine ausgesprochene Abneigung, die Noten der Reichsbank in Zahlung zu nehmen, obwohl ihnen genau dieselbe Zahlkraft innewohnt, wie dem Gold und obwohl sie durch Gewicht und Raum weniger Ansprüche an ihren Inhaber stellen, als das Bargeld.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die Novelle zum Bankgesetz von 1909, die die Reichsbanknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel machte, in der Praxis kaum die darin geknüpften Erwartungen erfüllt hat. Aber wer dieser bedauerlichen Erscheinung auf den Grund zu gehen bemüht ist, und dazu in die Gewohnheiten unseres täglichen Geldverkehrs eindringt, dem müssen zwei Erscheinungen auffallen, die unbedingt in ursächlichem Zusammenhang mit dem noch immer zu großen Goldumlauf im täg-

Ludwig Fulda.

Ludwig Fulda ist heute 50 Jahre alt; er wurde am 15. Juli 1868 in Frankfurt a. M. als Sohn einer begüterten jüdischen Familie geboren, studierte in Heidelberg, Berlin und Leipzig Philosophie und germanische Philologie, lebte dann in München und in seiner Vaterstadt, seit 1888 dauernd in Berlin.

Fulda ist ein literarisches Chamäleon; von den verschiedensten Luftströmungen des schriftstellerischen Lebens angeweht. Als Heinrich Hart am 1. April 1885 das erste Heft der „Berliner Monatshefte für Literatur, Kritik und Theater" herausgab, fand sich unter der großen Zahl der Mitarbeiternamen auch der Ludwig Fuldas. 1889 beteiligte er sich mit Brahm, Schlenther, Harden u. a. an der Gründung der „Freien Bühne" und machte sich, als Ibsenenthusiast, verdienstbar durch die Mitanregung zur Aufführung der „Gespenster", der ersten des großen Norwegers in Deutschland.

Als Schriftsteller ist Fulda von vielseitiger, aber etwas oberflächlicher Veranlagung; zweifelsohne ein elegantes Formtalent, aber eben auch nur ein solches. Größere Vertiefung, Ursprünglichkeit, subtilere Charaktereigenart fehlt ihm. Er ist gewöhnt, „durch die Brille anderer zu sehen". Er hat eine reiche Produktionsfähigkeit entfaltet; schrieb er doch etwa zwei Dutzend Lustspiele, dazu Trauerspiele, Schauspiele, dramatische Märchen, eine romantische Komödie („Der heimliche König"), ein dramatisches Gedicht („Lästige Schönheit"), Novellen, Epigramme, Sinngedichte und reine Lyrik. Er beginnt unter dem Einfluß der Münchener Schule eines Geibel-Heyse-Wilbrandt. Besonders Geibel, den Altmeister, wählte er zum „Führer ohne Schwanken". Es entstanden die ersten graziös-anmutigen kleinen Lustspiele „Die Aufrichtigen" (1883) und „Unter vier Augen" (84), die ihm im „Deutschen Theater" den ersten Bühnenerfolg brachten, der zwei Jahre darauf noch gesteigert wurde durch die Aufführung der „Wilden Jagd" im „Berliner Theater". — Aber bald ging sein bewegliches Talent vom harmlosen Charakterlustspiel zu den sozialen Männern, den modernen Naturalisten, die er noch in seinen geistreich pointierten „Sinngedichten" verspottet hatte, hinüber. Er verherrlichte die Arbeiterstreike in dem sozialen Drama „Das verlorene Paradies" (90) und führte Kampf gegen die Fesseln der Ehe in „Die Sklavin" (91). Hier hatte Fulda jede Eigenart verloren, und sein väterlicher Freund Wilhelm Jordan ermahnte ihn mit Recht, nicht „berlinisch zu verkümmern", nicht „am Jüngsterfuhl zu nippen". Fulda besann sich und verspottete schon 1894 in dem Lustspiel „Die Kameraden", die in der Sklavin verfochtenen Emanzipationsgedanken. — Und schon machte er eine neue Schwenkung zur — Romantik. Er schrieb das bunte Märchenspiel orientalischen Kostüms, seinen am meisten bekannten „Talisman" (93), eine Nachdichtung des Märchens „Des Kaisers neue Kleider" von Andersen, womit er das Raimundsche Märchendrama wieder auf die Bühne brachte. Mit anderen Werken gleicher Gattung, „Der Sohn des Kalifen" (96) und „Schlaraffenland" (99) hatte er weniger Erfolg. — In allen Sätteln gerecht, griff er dann in die Antike hinein und schuf eine Tragödie des künstlerischen Ehrgeizes „Herostrat" (98); die Geschichte des Mannes, der den Tempel der Artemis zu Ephesus anzündete, um durch diese Tat unsterblich zu werden. Es folgen noch seine beiden besten Lustspiele in gefälligem Renaissancekleide, in denen sich graziöser Scherz mit romantischer Formgewandheit eint: „Die Zwillingsschwester" (1901) und „Novella d'Andrea" (06), die gelehrte Doktorin der Juristenuniversität Bologna, die ihren Lehrstuhl so gerne gegen Liebesglück vertauscht hätte. Einige spätere Sachen, darunter „Sieben Einakter" (09), sind nicht weiter von Belang. — Für Kürschners Nationalliteratur gab er „Die Gegner der zweiten schlesischen Dichterschule" heraus.

Größere literarhistorische Bedeutung hat sich Fulda durch seine Uebersetzungen erworben. So verdeutschte er Molières Meisterwerke, Beaumarchais „Figaro", Caralottis „Das hohe Lied" und brachte die französischen Alexandriner von Edmond Rostands „Cyrano de Bergerac" in so vorzüglich gereimte fünffüßige Jamben, daß die Dichtung fast wie ein Original anmutet. Besonders glänzend ist auch die Uebertragung des mittelalterlichen Gedichtes von Meier Helmbrecht. — Und das wird Ludwig Fulda nicht vergessen werden.

H. F. C.

Frauen, von denen man nicht spricht.

Von Professor Dr. Friedrich Hirth (Wien.)

Es gibt ererbte Vorurteile, die gleichsam mit der Muttermilch eingesogen werden. Vorurteile, die, wiewohl sie nicht Stich halten, die Zeit dennoch geheiligt hat. Und dahin gehört besonders das Vorurteil, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen in intellektueller Hinsicht nachstehe.

Schon im Altertum war diese Meinung verbreitet. Euripides, der griechische Sykophant, sprach diesem Geschlecht Geist und Tugend ab; Mahommed, der große Kalif der Araber, wollte an dem Weibe Verstand und Empfindung vermissen; die englischen Schriftsteller Fordyce, Gregori, Lord Chesterfield und andere mehr sprachen dem schönen Geschlecht allen Sinn für höhere Bildung ab und stellten es als Gegenstand des Mitleides dar, das an Verachtung grenzt. Auch Schiller meinte, es könnten in dem weiblichen Geist keine dauerhaften Pflanzungen angelegt werden. Er wies ihn deshalb aus dem Reiche der Abstraktion zurück, ließ ihn jedoch dafür im Reiche der Empfindung herrschen. Doch haben ungeachtet dessen die weiblichen Seelenkräfte auch in jedem Zeitalter ihre Lobredner gefunden. So z. B. erklärte Sokrates: „Der weibliche Geist steht dem männlichen nicht nach. Sinn für Kunst und Wissenschaft, für Tugend, ja selbst für Tapferkeit kann dem weiblichen Geschlecht nicht abgesprochen werden."

Diese Stimmen für und wider können natürlich nichts beweisen, ebensowenig wie der Umstand, daß selbst Frauen, wie die Staël, oder Frau v. Genlis, von den geistigen Vorzügen ihrer Geschlechtsgenossinnen nicht gerade entzückt sprachen. Weit maßgebender ist es wohl, daß es zu allen Zeiten Frauen gab, die in akademischen Berufen ihren männlichen Rivalen völlig ebenbürtig waren. Von den meisten dieser Frauen spricht man gewöhnlich nicht; gewiß nennt man ein paar Namen von Frauen, die sich im Altertum und Mittelalter wissenschaftlich hervorragend betätigten; merkwürdigerweise kennt und nennt man aber geistig sehr hochstehende Frauen früherer Jahrhunderte gar nicht. 1841 hat Burgerth eine „Galerie akademischer Frauen" verfaßt und darin auf ein paar sehr bedeutsame weibliche Erscheinungen auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten verwiesen. Die verschollene Schrift verdiente es, allen Gegnern der geistigen Frauenemanzipation (mit der politischen konnte sich Burgerth naturgemäß noch nicht beschäftigen) vorgehalten zu werden. Und deshalb wird ein kurzer Auszug daraus wohl nicht unwillkommen sein.

Burgerth nennt zunächst Laura Maria v. Bassi. Sie entstammte einer altadeligen Familie und ward im Jahre 1711 zu Bologna geboren. Sehr früh hatte sie die Sehnsucht, die lateinische Sprache zu erlernen, die zu jener Zeit in adeligen Familien auch vom schönen Geschlecht allenthalben gekannt wurde. Ihr Vater, ein hochgelehrter Mann, gab ihr in dieser Sprache einige Jahre hindurch selbst Unterricht. In ihrem fünfzehnten Lebensjahre hatte sie die lateinische Sprache ganz inne und sprach und schrieb sie mit gleicher Fertigkeit. Sie drang hiernächst in die Höhen und Tiefen der Klassiker ein und schritt auch sonst im Reiche intellektueller Bildung vor. Um sich ganz dem denkenden und betrachtenden Leben hinzugeben, nahm sie jetzt in der Logik, Physik und Metaphysik Unterricht. Ihr Lehrer in diesen Wissenschaften war Kajetan Taconi, öffentlicher Professor der Arzneiwissenschaft an der Universität Bologna. Kaum 21 Jahre alt, entschied sich Laura Bassi, aus dem ganzen Zyklus der Philosophie eine öffentliche Prüfung zu bestehen. Der 15. April 1732 ward zum Prüfungstage bestimmt. Ein geräumiger Saal in einem Palaste zu Bologna war der Ort, wo man die Prüfung abzuhalten beschloß. Der Kardinal-Legat und Erzbischof, der Vizelegat, die Vornehmsten aus dem Adel beiderlei Geschlechts, die Richter, die Bürgermeister und die Herren des Rates, alle Professoren der Universität, viele ansehnliche Fremde und eine große Anzahl Studierender waren zu dieser feierlichen Prüfung erschienen. Laura trat an der Hand ihres Lehrers Taconi in den Versammlungssaal ein und ging ohne Zagen in den geistigen Kampf. Zwar ward da jedem der Anwesenden gestattet, Gegensätze aufzuwerfen; es waren aber noch besonders sieben Professoren dazu bestimmt, als

Man beachte auch die Inserate in der Abend-Ausgabe.